

Selbstverständlichkeit

Epistemologische Provokation und hermeneutischer Stil

Bent Gebert

Eingegangen: 24. September 2021 / Angenommen: 30. September 2021
© Der/die Autor(en) 2021

Zusammenfassung Welcher Status kommt der literaturwissenschaftlichen Hermeneutik in aktuellen Lehr- und Forschungszusammenhängen der germanistischen Mediävistik zu, die trotz methodischer Innovationen und konzeptueller Pluralisierung immer weniger zu theoretischen Grundsatzdebatten aufgelegt scheint? Und was macht es gegenwärtig so schwierig, den Status von Lektüreverfahren explizit zu bestimmen? Der Essay entwickelt die These, dass Hermeneutik derzeit weniger als Theorieentscheidung zur Debatte steht, mit der konzeptueller Klärungsbedarf oder operative Leistungsfähigkeit der Geisteswissenschaften verhandelt würden, sondern öfter und alltäglicher noch in einem stilistischen Verhältnis gepflegt wird: als selbstverständlicher Lektüremodus diesseits von literaturtheoretischen Begründungs- und Legitimationsgefechten. Ausgangspunkt bildet die Vermutung, dass nicht generelle Theoriemüdigkeit, sondern spezieller noch die Abkehr von Epistemologien der Provokation solche Selbstverständlichkeit in neuer Weise attraktiv machen. Auch mediävistische Lektüren erweisen sich dabei als spannungsvolle Praxis, die über das Herstellen, Lesen und Interpretieren mittelalterlicher Texte weit hinausgeht. Der Essay umreißt vier Perspektiven, in denen hermeneutischer Stil weitaus weniger selbstverständlich erscheint: als unaufgeregte Beschreibungspraxis jenseits von Forschungslogiken der Irritation; als Kontinuitätspraxis angesichts anti-disziplinärer Tektonik; als Explikationspraxis angesichts zunehmender Latenzwahrnehmungen digitaler Gesellschaft; und als Praxis der Gegenstandsbindung angesichts von methodologischer Heterogenisierung. Wenn die hermeneutische Lektüre gegenwärtig als selbstverständlicher Modus erscheint, gründet dies nicht bloß in der Unhintergebarkeit von Verstehensprozessen, sondern reagiert ebenso auf den gravierenden Wandel dieser Perspektiven.

Bent Gebert (✉)

Fachbereich Literatur-, Kunst- und Medienwissenschaften, Universität Konstanz, Konstanz, Deutschland

E-Mail: bent.gebert@uni-konstanz.de

Published online: 25 November 2021



Schlüsselwörter Hermeneutik · Mediävistik · Stil · Literaturtheorie · Kulturwissenschaften

Self-Evidence

Epistemological Provocation and Hermeneutic Style

Abstract What is the status of literary hermeneutics in current teaching and research contexts of German medieval studies, which, despite methodological innovations and conceptual pluralization, seems less and less disposed to theoretical debates about principles? And what makes it so difficult at present to explicitly determine the status of reading procedures? The essay develops the thesis that hermeneutics is currently less up for debate as a theoretical decision with which the need for conceptual clarification or the operational performance of the humanities would be negotiated, but is more often and more everyday still cultivated in a stylistic relationship: as a self-evident mode of reading this side of literary-theoretical battles over justification and legitimation. The starting point is the assumption that it is not general theory fatigue, but more specifically the turning away from epistemologies of provocation that makes such self-evidence attractive in a new way. Medieval readings also prove to be an exciting practice that goes far beyond the production, reading, and interpretation of medieval texts. The essay outlines four perspectives in which hermeneutic style seems far less self-evident: as unexcited descriptive practice beyond research logics of irritation; as continuity practice in the face of anti-disciplinary tectonics; as explicatory practice in the face of increasing latency perceptions of digital society; and as practice of object commitment in the face of methodological heterogenization. If hermeneutic reading currently appears as a self-evident mode, this is not only based on the inalienability of processes of understanding, but also reacts to the serious change of these perspectives.

Keywords Hermeneutics · Medieval Studies · Style · Literary Theory · Cultural Studies

Der Begriff des Stiles ist eine der undiskutierten Selbstverständlichkeiten, von denen das historische Bewußtsein lebt.¹ (Hans-Georg Gadamer)

1 Nach den Debatten

Um es vorwegzuschicken: Dies ist keine Positionsbestimmung, sondern ein Sondierungsversuch, was im Windschatten solcher Positionierungen mitläuft, öfter stillschweigend als programmatisch, öfter selbstverständlich als kontrovers. Fragt man nach dem Status der Hermeneutik in der gegenwärtigen Literaturwissenschaft, kann man zumindest aus dem Blickwinkel der germanistischen Mediävistik den Eindruck gewinnen, dass die Zeit theoretischer Debatten vorbei sei, in der eine Positionierung

¹ Gadamer, Hans-Georg: »Exkurse I–VI«. In: Ders.: *Hermeneutik II: Wahrheit und Methode. Ergänzungen*, 2. Aufl., Tübingen: Mohr, 1993 [1960] (Gesammelte Werke 2), S. 375–386, S. 375.

besser aufgehoben wäre – auch über Theorien des Lesens, Verstehens und Interpretierens mittelalterlicher Texte. Nach langen Sommern und heißen Herbstern der Theorie fallen meine Überlegungen eher ins posttheoretische Frühjahr der Altgermanistik. Längst nicht mehr wird um Verschmelzungswünsche oder Abhebungszwänge von Lektürehorizonten gestritten, wie sie im Kreis der Forschergruppe ›Poetik und Hermeneutik‹ auch von Mediävisten mit heiligem Ernst beschworen wurden, aber mittlerweile melancholisch verabschiedet, revidiert und theoriegeschichtlich abgelegt sind.² Das betrifft nicht allein Theorien der Lektüre. Ebenso scheint auch die jüngere Emphase verklungen, mit der sich die mediävistischen Literaturwissenschaften seit den 1990er-Jahren in ethnographische und xenologische Paradigmen hineinarbeiteten und daran abarbeiteten, Möglichkeiten und Grenzen historischen Fremdverstehens zu erörtern. ›Alterität des Mittelalters‹ liefert seitdem weder ein Programmwort, um die Interpretationsbedingungen vormoderner Textkulturen methodisch zu bündeln, noch eine Legitimationsvokabel, um mediävistischen Disziplinen normatives Gewicht zu verleihen.³ Dass selbst anti-hermeneutische Verheißungen⁴ eher theoriegeschichtliche Volten vollzogen, als die Unhintergebarkeit textueller Auslegung oder die verbindliche Sinnorientierung mittelalterlicher Textkulturen infrage zu stellen,⁵ machte programmatische Positionierungen zur Hermeneutik für viele Mediävist*innen entweder überflüssig oder suspekt.

² Vgl. Raulff, Ulrich: *Wiedersehen mit den Siebzigern. Die wilden Jahre des Lesens*. Stuttgart: Klett-Cotta, 2. Aufl. 2014; Felsch, Philipp: *Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte. 1960–1990*. München: C. H. Beck, 2015; Poppenberg, Gerhard: *Herbst der Theorie. Erinnerungen an die alte Gelehrtenrepublik Deutschland*. Berlin: Matthes & Seitz, 2018.

³ Wie Strohschneider, Peter: »Alterität«. In: Klaus Weimar (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. 1. Berlin/New York: de Gruyter, 1997, S. 58–59 bündig belegt, war diese Geltung des »Leitbegriff[s]« (S. 58) der Alterität lange in der mediävistischen Diskussion; aus der historischen und epistemologischen Distanz zu ihren Gegenständen zog die Mediävistik methodische Konsequenzen von unterschiedlicher Radikalität. Erst seit jüngeren Kontroversen scheint die Verheißung abgeflaut, Gegenstandsbezug, Forschungsmethodik und disziplinäre Legitimität der Mediävistik auf den Begriff zu bringen – vgl. Becker, Anja/Mohr, Jan (Hg.): *Alterität als Leitkonzept für historisches Interpretieren*, Berlin: Akad. Verl., 2012 und Braun, Manuel (Hg.): *Wie anders war das Mittelalter? Fragen an das Konzept der Alterität*, Göttingen: V & R Unipress, 2013. Eine prononcierte Lagebestimmung hat in der Folge Christian Kiening umrissen: ein »zeitgemäßes Profil des Faches« sei von einer Allgemeinen mediävistischen Literaturwissenschaft zu erhoffen, deren Instrumente auf »Texte eines ›mittleren Fremdheitsgrades‹« eingestellt seien, vgl. Kiening, Christian: »Literaturwissenschaftliche Mediävistik/Mediävistische Literaturwissenschaft«. In: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 89 (2015), S. 616–624, Zitate S. 621 bzw. 623. Weniger tragfähig scheint das Stichwort der Alterität hingegen als »Pfeiler« fachlicher Identitätsbegründung (S. 617), aus dem Vordergrund von Theorieebatten ist es tendenziell in den »Hintergrund« (S. 621) einer Praxis von »analytische[n] Differenzierungsbewegungen« zurückgetreten. Vgl. zu dieser Verschiebung Kiening, Christian: »Alterität und Methode. Begründungsmöglichkeiten fachlicher Identität«. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes* 52 (2005), S. 150–167.

⁴ Vgl. Gumbrecht, Hans Ulrich: *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2004.

⁵ Vgl. Kablitz, Andreas: »Fiktion und Bedeutung. Dantes *Vita nova* und die Tradition der volkssprachlichen Minnelyrik«. In: Ursula Peters/Rainer Warning (Hg.): *Fiktion und Fiktionalität in den Literaturen des Mittelalters. Jan-Dirk Müller zum 65. Geburtstag*. München/Paderborn: Fink, 2009, S. 339–362, pointiert S. 339 f.: »Auch die antihermeneutisch konzipierte Lektüre unternimmt letztlich eine Auslegung. Sie ist Textexegese und bildet insoweit noch immer eine hermeneutische Praxis aus.« Aus mediävistischer



Trotzdem ist die mediävistische Forschungspraxis mehr denn je hermeneutische Praxis, die auf Lektüre basiert und auf Lesbarkeit zielt. Und dies unabhängig davon, ob Studien sich heute der historischen Narratologie oder kultur- oder materialorientierter Philologie zurechnen. Während die Erkenntnisziele und Prämissen solcher Ausrichtungen öfter und offener diskutiert werden, läuft das Geschäft des historischen Textverstehens wesentlich geräuschloser – mit einer produktiven Selbstverständlichkeit, die man fast mit methodologischer Stille verwechseln könnte, würde der institutionelle Begründungsdruck lesender Disziplinen gegenüber neuen Methodologien des Rechnens in den *Humanities* nicht ausdrückliche Positionierung herausfordern.⁶ Auch der Aufruf zum vorliegenden Themenheft bringt die Hermeneutik explizit ins Gespräch, um auf Herausforderungen zu antworten: als Krisenreaktion.

Ich gebe zu: So einzusetzen, klingt verhalten, jedenfalls kaum nach einer programmatischen Lagebeschreibung zur Hermeneutik. Ich meine aber auch, dass diese Lage kaum durch Programmatik zu ermessen ist – als Revokation oder Apologien großer Männer, intellektueller Habitus und Systeme wäre sie jedenfalls maßlos verzerrt und vereinfacht. Tatsächlich gehört nämlich zur gegenwärtigen Lage der historischen Literaturwissenschaften auch jene ungebrochen machtvolle, aber informelle Praxis, die ihre Ansprüche und Voraussetzungen seltener zum methodologischen Programm erhebt, obwohl sie viele methodische Vorentscheidungen in Anspruch nimmt und steuert. Weder werden dadurch stets Positionen markiert, noch werden Wege, Irrwege und Aporien der Interpretation heute stets auf jenem krisensensiblen »Grad des hermeneutischen Bewusstseins« reflektiert und explizit gemacht, nach dem Hartmut Bleumer, Stephan Habscheid, Constanze Spieß und Niels Werber prononciert fragten.⁷ Wenn die Forschungspraxis der Textwissenschaften zutiefst hermeneutisch geprägt ist, artikuliert sich dies heute selten mit programmatischem Anspruch oder methodologischer Strenge, sondern weit öfter als unaufdringliche Verfahrens- und Schreibweise, die man als »hermeneutischen Stil« charakterisieren könnte. Diesseits von Begründungs- und Legitimationsgefechten operierend, wird dieser Arbeitsmodus kaum als Theorieentscheidung wahrgenommen, weil er sich weniger als noch vor Jahrzehnten in Apologien und Aporien verstrickt.⁸ Literaturtheoretische Einführungswerke, die deutlich die methodischen Festlegungen und Defizite der philosophischen Hermeneutik kritisieren, würdigen sie gleichwohl als Grundlage fast aller Zugänge, die in weitestem Sinne interpretieren. Konzepte und Positionen der Hermeneutik lösen sich dadurch zu hermeneutischen Schwebstoffen, die – in adjektivischer Formulierung – alle möglichen Verstehensakte unauffällig diffundieren. Was Gegenstand früherer Methodendiskussion war, begegnet heute

Sicht pointiert Bleumer, Hartmut u. a.: »Bindestrich-Hermeneutiken – Neue Verortungen der Lektüre?«. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 50 (2020), S. 563–580, hier S. 577: »Mehr Jenseits der Hermeneutik als im Mittelalter war jedoch nie.«

⁶ Vgl. aktuell z. B. Kablitz, Andreas/Markschies, Christoph/Strohschneider, Peter (Hg.): *Hermeneutik unter Verdacht*. Berlin/Boston: C. H. Beck, 2021.

⁷ Bleumer u. a. (s. Anm. 5), S. 571.

⁸ Aus anderem Blickwinkel nährt dies Vorbehalte, die Bleumer u. a. (s. Anm. 5) ebenfalls resümieren: Etwa gegenüber theorieaffineren Modellen der Textanalyse »wirkt das hermeneutische Projekt als theoretisch defizitär« (S. 577).

als gepflegter Teil literaturwissenschaftlichen Arbeitens, der eher vorausgesetzt als begründet wird. Hermeneutik ähnelt in solchen Zusammenhängen fast einem geisteswissenschaftlichen »Denkstil« im Sinne Ludwik Flecks, der Verstehensprozesse als derart »selbstverständlich, als einzig möglich« betrachtet, dass der Lektüremodus selbst als etwas erscheint, »worüber nicht weiter nachgedacht werden kann«.⁹

Diese »neue Selbstverständlichkeit« geht auch in der mediävistischen Literaturwissenschaft darüber hinaus, *wieder* ausgiebig zu tun, was man im Grunde *weiterhin* tut und *stets* tat, nämlich Texte herzustellen, zu lesen und zu deuten. Diskussionswürdig scheint mir die hermeneutische Forschungspraxis noch mehr, weil sie Fragen der fachinternen Verständlichkeit, der zwischenfachlichen Verständigung und des außerakademischen Verständlichmachens austrägt, ohne sie auf das Podium großer Debatten hinaufzutragen – und trotzdem Verbindlichkeit beweist, auf die bereits Hans-Georg Gadamer hinwies. Während die Gewinne eines solchen Lektürestils leichter zu greifen sind, liegt der Preis solcher Selbstverständlichkeit nicht ohne Weiteres auf der Hand. Ihn unter vier Gesichtspunkten näher abzuschätzen, ist Ziel der folgenden Überlegungen. Auf diesem Wege lässt sich erkunden, so meine These, dass die Frage nach dem Bedarf einer neuen Hermeneutik gerade nicht selbstverständlich zu beantworten ist.

2 Selbstverständlich hermeneutisch

Was genau lässt sich als »hermeneutischer Stil« fassen, wenn damit nicht Theorie- und Keynotes, Positionsbestimmungen oder Apologien geisteswissenschaftlicher Lektüre gemeint sind? Ich stelle diese Frage nicht von außen, nicht an ein umgrenztes Korpus von Forschungsarbeiten oder Beispiellektüren, die sich auf mannigfaltige Weise relativieren ließen. Grundsätzlicher geht es mir um Schreib- und Denkstile der Textinterpretation, die ihre Voraussetzungen weniger als theoretisch-methodische Einstellungen explizieren oder gar als Entscheidungen begründen, sondern vollziehen. Solche Vollzüge sind keineswegs anspruchslos: Wenn die Texte zu Wort kommen und die »Sache selbst« in den Blick, kann es sehr wohl darum gehen, auf anspruchsvolle Weise Thesen zu bewähren und Lektüren mit vielfältigen gattung-, diskurs- und mediengeschichtlichen, sozialen und kulturellen Kontexten zu verbinden. Trotzdem kann leichter als noch vor Jahrzehnten der Eindruck entstehen, solche Korrelation sei unkontrovers: Umstritten mag diese oder jene Lektüre und Lesart sein, innovativ die Fundstellen und Objekte, an denen sie sich festmachen, kaum aber der Modus, in dem Texte und Lektüre zusammenfinden.

Ebenso missverständlich wäre es vielleicht, hermeneutischen Stil als »bloße« Stilfrage geringzuschätzen. Er betrifft keineswegs nur Oberflächenphänomene textwissenschaftlicher Fachsprache – und erst recht unglücklich wäre es, damit

⁹ Fleck, Ludwik: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Mit einer Einleitung hg. von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1980, S. 140. Zu differenzieren wäre nicht nur, wie stark sich solcher Stil verfestigt. Zum anderen wäre wissenssoziologisch zu diskutieren, ob hermeneutischer »Denkstil« heute an ein »Denkkollektiv« als konturierter Gemeinschaft rückgebunden ist, die Fleck ebenso nachdrücklich beschreibt.

Kurzschlüsse zur empirischen Stilforschung zu provozieren, die oft genug gegen hermeneutische Lektüren in Stellung gebracht werden. Sprachliche Gesten bilden nur einen Teil der erkenntnisleitenden Operationen, die hermeneutischen Stil evident und attraktiv machen. Es kommt mir nicht darauf an, solche Operationen und Gesten im Einzelnen aufzufächern, die aus einem reichen Archiv von Argumentationsmustern schöpfen. Es geht um die Selbstverständlichkeit solcher Lektüregesten an sich, die an Grundzüge der Hermeneutik anknüpfen. Dazu gehört erstens die Unhintergebarkeit des Verstehens, dessen Universalitätsanspruch nicht einmal in den historisch orientierten Textwissenschaften emphatisch vorgetragen werden muss, um Beobachtungen als Selbstverhältnis zu begründen. In der akademischen Lehre kann die Hermeneutik literarischer Texte daher tendenziell als Grundlagenreflexion eingeführt werden, weniger jedenfalls als Theorieoption oder praxeologische Entscheidung. Statt in Rekursionsproblemen oder Zirkeln heißzulaufen, lässt sich Hermeneutik heute im gepflegten Konsens textwissenschaftlicher Selbstvergewisserung vermitteln – als Selbstverständigung über die Arbeitsgrundlagen.

Zweitens prägt dies ebenso die Erwartungen an verständliche Forschungsstile. Hartmut Bleumer, Stephan Habscheid, Constanze Spieß und Niels Werber haben die Empörung aufgegriffen, die heute der »Unübersichtlichkeit ›postmoderner‹ Wirklichkeiten« entgegentritt: Warum »so heterogen, kompliziert und schwierig«?¹⁰ Aber nicht (nur) aus digitaler »Unmündigkeit« nährt sich dieser Einwand. Er tritt – viel alltäglicher und diesseits des Digitalen – auch den Modi literaturwissenschaftlicher Argumentation entgegen, die über Zeigen und Beschreiben hinausgehen. Wo die Lektüre zwar notwendig und unverzichtbar bleibt, aber die Erkenntnisziele literaturwissenschaftlicher Untersuchungen nicht hinreichend bestimmt, kann dies im Zweifelsfall die Rückversicherung abfordern, dass auch solche Analysen ›selbstverständlich hermeneutisch‹ verfahren. Hermeneutik stellt in solchen Fällen weniger das epistemologische Programm als vielmehr eine performative Konsensplattform dar, auf die man sich vor drohender Entfernung und Unverständlichkeit retten kann. Wenn es stimmt, dass derzeit heterogene Leitkonzepte und Methodiken der Literaturwissenschaft kaum über Debatten konfrontierbar, geschweige denn integrierbar sind, ist dieser Konsens allerdings nicht zu unterschätzen.

Zu den stilistischen Zügen literaturwissenschaftlicher Hermeneutik gehört drittens, solche Verständlichkeit gerade nicht als weitere Theorieoption einzureihen oder als bloße Schreibweise zu konzedieren, sondern als *selbstverständliche* Praxis zu pflegen. Auch dies wurzelt, bei aller Unscheinbarkeit, in ausgewiesenen hermeneutischen Positionen zur zirkulären »Selbstbezogenheit« sprachlichen Verstehens, wie Günter Figal im Anschluss an Hans-Georg Gadamer umrissen hat. Wenn »man den Text schon mit gewissen Erwartungen auf einen bestimmen Sinn hin« lese,¹¹ reguliere dies auch den Spielraum, in dem man Unvorhergesehenes entdecken könne:

»Wenn dieser ›hermeneutische Zirkel‹ die Grundfigur des Verstehens ist, muß man sich nicht darüber wundern, daß die ausführliche Beschäftigung mit einem

¹⁰ Bleumer u. a. (s. Anm. 5), S. 565.

¹¹ Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: Mohr, 6. Aufl. 1990 (Gesammelte Werke 1), S. 271.

Text im Großen und Ganzen die Erwartungen, die man zu Beginn einer Lektüre hatte, bestätigt. Gewiß hatte man sich das Eine oder Andere, auf das man beim Lesen stößt, so im Voraus nicht gedacht. Man kann sogar meinen, beim Lesen etwas gelernt zu haben, und nach gründlicher Lektüre einen Text anders sehen, als man erwartet hatte. Doch andererseits sieht man ihn, wenn Gadamer's Beschreibung zutrifft, in einem Rahmen, der von vornherein bestimmt war und so auch das Neue in den Kontext des Alten integriert. Sofern das Verstehen im Sinne Gadamer's zirkelförmig ist, kreist es um sich selbst.«¹²

Solche Zirkel sind mit besonderer Vorsicht für Mediävisten zu genießen, deren Gegenstände von Epochenkonstruktionen, Gattungsreihen oder Textkonzepten normativ aus- und eingeschlossen werden. Dies erfordert oft verifikatorische und falsifikatorische Erkenntnisstile zugleich: Die mediävistische Literaturwissenschaft ›steht‹ nicht einfach in überlieferten Traditionen, mit Gadamer gesprochen, sondern argumentiert fortwährend »zwischen Fremdheit und Vertrautheit«, zwischen »Gegenständlichkeit« und »Zugehörigkeit« zu ihren Texten, zwischen fester und loser Relationierung zu ihren Gegenständen.¹³ Umso erstaunlicher scheint mir, dass aus dieser spannungsvollen Komplexität kaum mehr Reibungswärme erzeugt wird. Alterität(en) mittelalterlicher Texte in Vorworten und Einleitungen zu traktieren, hat spürbar an Attraktivität verloren.

Damit will ich nur andeuten, dass man die Praxis unaufgeregter Lektüre sehr wohl als methodische Entscheidungen reformulieren könnte, die an der Unhintergebarkeit, Verständlichkeit und Selbstbezüglichkeit von Verstehensprozessen orientiert sind. Doch mein Punkt ist: So wird darüber in der germanistischen Mediävistik nicht verhandelt. Hermeneutische Konzepte und Praktiken des Mittelalters werden zwar als Gegenstände der *intellectual history* hingebungsvoll beforscht und durchaus für Positionsbestimmungen der Geisteswissenschaften in Anschlag gebracht – doch als Theorien der Mediävistik wenig diskutiert. Das Handbuch der *Literatur- und Kulturtheorien in der Germanistischen Mediävistik* (2015) von Christiane Ackermann und Michael Egerding widmet ihnen keinen separaten Eintrag, sondern streift hermeneutische Fragen im Rahmen anderer Ansätze, die sie theoriegeschichtlich in sich bergen – der Diskursanalyse, Kulturanthropologie oder Narratologie u. a. m. Welchen Abstand die Mediävistik dadurch von der expliziten Problematisierung von Lektüren genommen hat, mag im Rückblick auf Jan-Dirk Müllers epochale *Nibelungenlied*-Studien deutlich werden, die hoch reflexiv und explizit kontrovers einsetzten. Nichts schien 1998 selbstverständlich an dem Versuch, die Spielregeln eines heldenepischen Textes um 1200 zu lesen.

Wenn es zutrifft, dass sich die mediävistische Lektürepraxis zunehmend geräuschlos unterhalb von Diskussionsschwellen fortschreibt, verdient diese Verschiebung besondere Aufmerksamkeit. Denn tatsächlich lässt sich dadurch schwer angeben, ob die Frage nach der »Rückkehr« oder der Persistenz von Hermeneutik entweder unzeitgemäß oder trivial zu beantworten ist. Aus der Rundfrage der Herausgeber*innen

¹² Figal, Günter: »Überraschungen. Zur Hermeneutik des Unvorhersehbaren«. In: *Freiburger Universitätsblätter* 217/3 (2017), S. 107–116, hier S. 108.

¹³ Gadamer (s. Anm. 11), S. 300. Vgl. hierzu Kiening, »Mediävistik« (s. Anm. 3), S. 621.



kann man diese Unsicherheit heraushören: »Lässt sich die Hermeneutik [...] *heute noch* oder *wieder* zur Gretchenfrage von Literaturwissenschaft und Linguistik stilisieren?«¹⁴ Ich meine, dass hermeneutische ›Stilisierung‹ »heute« tatsächlich als methodische Haltung ernster zu nehmen ist denn je. Doch nach ihr theoretisch zu fragen, fällt umso schwerer, je selbstverständlicher sie scheint. Dies möchte ich vor dem Hintergrund von vier aktuellen Szenarien kurz entwickeln, aus denen man explizitere Begründungszusammenhänge entwickeln könnte. In allen Zusammenhängen, so ist zu vermuten, leistet hermeneutischer Stil mehr und anderes als nur texterschließende Lektüre.

3 Aktuelle Begründungszusammenhänge

3.1 Jenseits der Provokation

Nicht nur die Leidenschaft für Theoriediskussionen scheint mittlerweile heruntergestimmt oder auf einzelne Forschungsparadigmen zurückgezogen. Auch Epistemologien der Provokation sind kaum noch impulsgebend. Dies betrifft zum einen die Kulturwissenschaften, deren Aufstieg in den letzten drei Jahrzehnten aus dem »Schwinden disziplinärer Selbstverständlichkeiten«¹⁵ hervorging. Wenn postmoderne Spielarten der Kulturwissenschaften strategisch darauf setzten, »Irritationen« zu erkunden und auszubauen,¹⁶ sind die Ermüdungserscheinungen von Irritationsstilen und vermeintlicher *turns* unübersehbar.¹⁷ Weder vermag die Dialektik von Provokation und Krise übergreifende Fachdiskussionen in ihren Bann zu schlagen, noch stimulieren Tagungen nachhaltige Begeisterung, die nach *papers and provocations* von nicht mehr als 20 Minuten fragen. In diesem Zusammenhang kulturalistischer Ermüdung wäre die Frage nach dem Stellenwert von Hermeneutik an sich keine Krisenfrage. Sie wäre eher als Findling zu begreifen, der nach unzähligen *turns* und Debatten wieder freigespült wird: als Frage, die keineswegs neue Irritationen liefert, sondern mit eigentümlicher Beharrlichkeit wieder aufragt. Und wie bei einem Findling kann dadurch gleichzeitig der Eindruck entstehen, die literaturwissenschaftliche Hermeneutik habe ihren Ort verschoben.¹⁸

Aber vielleicht ist selbst damit der Sichtkreis noch zu eng abgesteckt. Denn einigens spricht dafür, dass nicht nur der Irritationsstil der Kulturwissenschaften, sondern auch der Interessensstil klassischerer Geisteswissenschaften trockenliegt. In diese

¹⁴ Bleumer, Hartmut u. a.: »Hermeneutik heute? – Ein Call der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* zur Krise des Textverstehens«. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 50 (2020), S. 559–562, hier S. 559, Hervorhebungen von mir.

¹⁵ Baecker, Dirk: *Wozu Kultur?* Berlin: Kulturverlag Kadmos, 3. Aufl. 2012, S. 18.

¹⁶ Ebd., S. 70.

¹⁷ Vgl. z. B. Hegeman, Susan: *The cultural return*. Berkeley/Los Angeles/London: Univ. of California Press, 2012 und kritisch daran anschließend Bachmann-Medick, Doris: *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: de Gruyter, 5. Aufl. 2014. Der vorliegenden Rundfrage ging bekanntlich schon 2013 ein Sonderheft der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* zur germanistischen Selbstbesinnung in dieser Atemlosigkeit voraus.

¹⁸ Bleumer u. a. (s. Anm. 5) schildern diesen Eindruck als »neue Verortungen der Lektüre«.

Richtung wies vor Kurzem Peter Strohschneider mit großem Nachdruck. Gegenwärtig griffen nicht nur populistische Verzerrung, moralistische Vereinnahmung und szientistische Vereindeutigung um sich, die derzeit auch viele Geistes- und Kulturwissenschaftler*innen beschäftigt. Noch grundlegender trete den Kontingenzzumutungen moderner Wissenschaften Indifferenz entgegen: Immer weniger relevant oder bloß zustimmungsfähig scheinen Strohschneider zufolge die »Zumutungshaftigkeit«, Vorbehaltlichkeit und Relativität, »mit welcher [...] das Differenzierungsniveau pluralistischer Gesellschaften, demokratisch-konstitutioneller Politik sowie moderner Wissenschaften einhergeht.«¹⁹ Im »Schwinden[...] von gesellschaftlichen Mittelbarkeiten« zeichne sich »womöglich eine[...] Krise von Unterscheidungen« ab,²⁰ die auch die Möglichkeiten der Geistes- und Kulturwissenschaft fundamental in Frage stelle, für solche Differenzierungen einzutreten. Strohschneiders Analysen selbst werben eindringlich für solche Unterscheidungsleistungen, und zwar – ungeachtet ihres differenztheoretischen Gestus – durchaus aus hermeneutisch reflektiertem Abstand:²¹ aus verfremdender Fernnähe des Mediävisten,²² der populistische Gefolgschaftsphänomene der Gegenwart oder die Protestrhetorik um ökologische *futures* vor dem Hintergrund vormoderner Präsenzkulturen, ihren Zeichenlogiken und apokalyptischen Semantiken liest. Aber auch diese hermeneutischen Operationen münden in »Vorbehalten«, die Strohschneiders Essay gegen die Kontingenzfreude der Kulturwissenschaften einwendet. Könnte nicht die Präferenz für mögliche, aber stets vorläufige und daher verhandlungsoffene Bestimmungen selbst zur Disposition stehen, wenn diese immer öfter als Zumutung empfunden werde?

»Vor diesem Hintergrund könnte immerhin gefragt werden, was eigentlich dafür spreche, dass ausgerechnet die differenzierungstheoretischen Annahmen nicht historisch kontingent sind, [...] von denen aus populistische Metonymien, szientifische Gewissheit und moralisierender Universalismus kritisiert werden.«²³

Wie könnte dann gegen Differenzierungsfeindlichkeit »mit Aussicht auf Erfolg gestritten werden«, ohne lediglich verblasste Normen der Kontingenzfreude zu reaktivieren?²⁴ Was eröffnet und sichert den Raum, um über unsichere Unterscheidungen zu streiten?

Damit will ich den Kreis der Frage nicht noch grundsätzlicher ausweiten, als er ohnehin schon ist. Aber Strohschneiders Kritik betrifft auch die hermeneutische Praxis geisteswissenschaftlicher Lektüren, die in ihrem Licht weit weniger

¹⁹ Strohschneider, Peter: *Zumutungen. Wissenschaft in Zeiten von Populismus, Moralisation und Szientokratie*. Hamburg: kursbuch.edition, 2020, S. 11.

²⁰ Ebd., S. 10.

²¹ »Zumutungen von Pluralismus« sucht Strohschneider nicht nur »zu beschreiben«, sondern »auch zu verteidigen«: »die Anerkennung einer dezentralen Ordnung, in und von der man weiß, dass ihre Komplexität keineswegs aus einem einzigen Perspektivpunkt in den Blick zu bringen ist«, ebd., S. 228.

²² Vgl. ebd., S. 17.

²³ Ebd., S. 254.

²⁴ Vgl. ebd., S. 255: »Wie sollte dagegen – auch politisch, gesellschaftlich und wissenschaftspolitisch – mit Aussicht auf Erfolg gestritten werden können, indem man programmatisch auf Komplexitätssteigerung setzt, auf Zumutungsreichtum, Vermitteltheiten und Selbstdistanz?«

selbstverständlich erscheinen. Statt sich selbstreflexiv einzuschnüren oder in Aporien heißzulaufen, besteht der Reiz von hermeneutischen Lektüren darin, operativ anschlussfähig und attraktiv zu bleiben. Mehr denn je bemisst sich »Wert und Gewicht von Forschung« an der Kunst, zu beschreiben und zu besprechen, zu rekonstruieren und zu erzählen. Schon für Gadamer war Evidenz nicht zuletzt eine Sache der Darstellung: »Vielmehr erscheint uns die Sache erst im Licht dessen wahrhaft bedeutsam, der sie uns recht zu schildern weiß.«²⁵ Auch die Forschungsgeschichte der germanistischen Mediävistik kennt die Verlockung, ihre Theoriearbeit in »die Sache« selbst hineinzulegen: Noch einmal Literaturtheorie so erzählen wie Walter Haug, für den jede schriftliche Arbeit dem Stilideal des Gesprächs folgte. Selbstverständlichkeit kann in dieser Perspektive heißen, zu lesen und lesbar zu bleiben, wo Epistemologien der Provokation weder Antworten noch Einsprüche hervorlocken.

3.2 Resonanzwünsche

Selbstverständlich sind die Zeiten vorbei, in denen Literaturwissenschaftler*innen in besonderer Weise zur Deutung gesellschaftlicher Fragen in publizistischer Öffentlichkeit privilegiert schienen. Trotzdem sind außerakademische Resonanzwünsche nicht gänzlich abgerissen: Nach wie vor melden sich Literaturwissenschaftler*innen in überregionalen Zeitungen über das Silicon Valley zu Wort oder lesen, wie seit sechseinhalb Jahrhunderten, Dante. Was hat nicht auch die Mediävistik zu Trump oder *diversity* zu sagen? Und was könnte sie nicht über alte und neue Traditionalismen sagen, die weit über Europa hinaus um sich greifen?

Hermeneutisch ebenso einschlägig wie der Wunsch nach öffentlicher Rede scheinen mir aber auch innerdisziplinäre Resonanzwünsche, die auf Selbstverständigung zielen. Auch sie sind tief mit der Stilgeschichte der Hermeneutik verbunden, die das Gespräch als Urmodell des Verstehens betrachtet und in ihrem eigenen Reduktus pflegt. Auch im Lektürealltag der germanistischen Mediävistik leben diese Gesprächsgesten fort, selbst wenn diese als innerdisziplinäre Selbstgespräche oder manchmal gar nur im Tête-à-Tête ganz spezifischer Deutungstraditionen geführt werden. Die Mediävistik pflegt dabei ganz eigentümliche Resonanzbeziehungen, mit Altvätern des 19. Jahrhunderts ebenso wie mit Positionen der jüngeren Fachgeschichte, selbst wenn man deren literarästhetische Prämissen einklammert. Trotz beträchtlichem forschungsgeschichtlichem Aufwand ermöglicht dies, Selbstgespräche im Widerhall von Fachtradition führen zu können. Möglich bleibt so für ein Kleinstfach wie die germanistische Mediävistik, Wissen, Argumente und intellektuelle Ressourcen im Kontinuitätszusammenhang zu halten. Und weil solche Kontinuität nicht nur vom Echo der Fachtradition zurückgeworfen wird, sondern auch in die Zukunft des Faches vorausläuft, könnte mit der Verteidigung oder Wiederkehr hermeneutischer Stile vielleicht keine zeitlose Gretchenfrage, sondern durchaus eine Generationenfrage zur Debatte stehen: nicht nur von Personen, sondern auch darüber hinaus, wie geisteswissenschaftliche Fächer im Gespräch mit sich selbst bleiben können, die im institutionellen Umfeld mit neuen, nicht zuletzt auch anti-disziplinären Forschungsverbänden konfrontiert oder verlockt werden.

²⁵ Gadamer (s. Anm. 11), S. 289.

3.3 Explikationsbedarf

Eine dritte Perspektive, in der die Selbstverständlichkeit hermeneutischer Lektüre diskussionswürdig erscheint, führt zu Latenzwahrnehmungen. Nicht nur zielen die Ambitionen wahrheitsorientierter Hermeneutik traditionell darauf, Sinn *auf-* oder zu *entdecken*. Auch in unauffälligerer Lektürepraxis basieren hermeneutische Stile in hohem Maße auf stillschweigenden Schlüssen, wie Dirk Westerkamp unterstreicht: »Verstehen ereignet sich in dem impliziten Gebrauch solcher ›materialen Inferenzen‹ – als ein Gebrauchswissen, das sich auf Nachfrage oder Rechtfertigungsdruck explizit machen läßt.«²⁶ Eben gegen jene impliziten Schlüsse richten sich umgekehrt aber auch die Vorbehalte gegenüber hermeneutischen Lektüren. Wolfgang Iser eskamotierte sie als »Versteckspiele« von Literaturinterpretationen, die viel mehr aufzudecken vorgäben, als sie von ihren eigenen Unterstellungen, Investitionen und Konstruktionen preisgäben.²⁷

Mir kommt es nicht darauf an, selbst in diesen Zirkel von Implikation und Explikation, von Hineinlegen und Auslegen einzutreten, der die Hermeneutik seit jeher produktiv antreibt, ihre Übersetzungsleistungen steigert und Begründungen abnötigt. Vielmehr möchte ich auf einen gewandelten Kontext hinweisen, in dem dieser Zirkel aufzubrechen droht. Dies zeigt sich weniger innerhalb literaturwissenschaftlicher Fachtraditionen oder in Bezug auf konkrete Forschungsziele als in ihrem gesellschaftlichen Außenverhältnis. Damit geht es mir um Strukturwahrnehmungen, die derzeit unter einem weiten Verständnis von Digitalisierung diskutiert werden. Nicht nur deren technische Seiten oder ihre zeitlogischen Verschiebungen scheinen mir bedenkenswert,²⁸ sondern mehr noch deren epistemologische Konsequenzen. Keineswegs haben digitale Methoden die Forschungsagenda der Altgermanistik von hermeneutischen Geleisen gelenkt: Ob literarische Texte des Mittelalters weiterhin zu lesen und zu interpretieren seien oder digital zu analysieren und aufzubereiten, steht nicht ernsthaft zur Debatte.

Anders als noch vor wenigen Jahren sind digitale Literaturwissenschaften mittlerweile etabliert und haben methodische Kontaktzonen zu den Einzelfeldern philologischer Forschung differenziert ausgebaut. Freilich sind ebenso die Abstände gewachsen, die heute die stärker informatisch orientierte Entwicklercommunity der Digital Humanities von der Lektüreorientierung philologischer Einzelforschung trennen. Darüber hinaus – und gerade deshalb wegweisend – entstanden aber auch anspruchsvolle Pilotprojekte, die ältere Frontstellungen zwischen computergestütz-

²⁶ Westerkamp, Dirk: »Nichtverstehen, Unverständnis, Kannitverstan. Perspektiven einer hermeneutischen Anoetik«. In: *Freiburger Universitätsblätter* 217/3 (2017), S. 79–91, hier S. 83 im Anschluss an Brandom, Robert: *Making it explicit. Reasoning, representing and discursive commitment*. Cambridge, M.A.: Harvard Univ. Press, 1994.

²⁷ Iser, Wolfgang: *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*. Konstanz: Universitätsverlag, 1970, S. 6f.

²⁸ Vgl. dazu etwa die ideologiekritischen Einsprüche von Pias, Claus: »Die Digitalisierung gibt es nicht«. In: <https://www.faz.net/-gyl-9pjwc> (29.07.2019).



ter Empirie und hermeneutischem Lesen erfolgreich überbrückten.²⁹ Auch in der germanistischen Mediävistik finden disziplinäre Grundfragen neue Anstöße dank computerphilologischer Methoden, die auf klar umrissene Corpora spezifisch abgestimmt sind – von der digitalen Editionsphilologie bis zur digitalen Narratologie. Ohne Frage: Je komplexer die methodischen Übertragungs- und Syntheseleistungen dieser Projekte sind, desto aufwändiger sind sie zu reflektieren und zu dokumentieren, um Nachvollziehbarkeit und Nachnutzbarkeit zu gewährleisten. Gerade dadurch zeichnen sich derzeit die avanciertesten Forschungen aus, die Lektüroperationen mit digitalen Analyse- und Auswertungsschritten verzahnen. Statt sie im Einzelnen zu würdigen, will ich damit lediglich andeuten: Angesichts der differenzierten Entwicklungen und Innovationen aktueller Ansätze wäre es ungerecht und unzutreffend, den Bedarf einer ›neuen Hermeneutik‹ aus pauschaler Konfrontation mit digital gestützten Methoden einzufordern. Keineswegs sind die Frontstellungen zwischen Lesen und Rechnen, Statistik und Interpretation unüberwindlich, die sich informieren und fördern können.

Trotzdem treffen Einwände gegen die Invisibilisierungs- und Vereinfachungseffekte digitaler Methoden einen problematischen Kern. Vorbehalte kann man nicht nur gegenüber der »diskreten Vorauswahl« textstatistischer Algorithmen hegen,³⁰ die oft undurchschaute Analyseversprechen anbieten und hohe Expertise abfordern, um ihre Wirkungsweise zu verstehen. Selbst geläufige Rechenverfahren wie etwa stilometrische Delta-Analysen lassen sich leichter empirisch auf den Prüfstand stellen als in ihrer Leistungsfähigkeit aufklären.³¹ Der springende Punkt liegt meines Erachtens jedoch weniger in der Bereitschaft, ungewohnte Expertisen aufzubauen. Noch grundsätzlicher hat Armin Nassehi vor Kurzem das Unbehagen gegenüber einer digitalen Gesellschaft umrissen: Krisenhaft wirke nicht schon technische Rationalität an sich, sondern weil immer weiter ausgreifende Lebenszusammenhänge an Datenmustern orientiert sind, deren Rekonstruktion und Reflexion kaum mehr Schritt hält. Dadurch wachse die Wahrnehmung von Latenz, von chronischer Unverfügbarkeit: »Dass die Digitalisierung als eine disruptive Technologie erlebt wird, hat vor allem damit zu tun, dass sie eine unsichtbare Technik ist.«³² Allenfalls partiell, vermittelt und verspätet lässt sich Einblick in den Aufbau von Mustern gewinnen, die unsere Bewegungen, Aufmerksamkeit oder Konsumwünsche allenthalben präformieren. Ihre Rekonstruktion läuft den Wirkungen digitaler Muster stets hinterher.

Vor diesem Hintergrund verändert sich auch der Stellenwert von Hermeneutik. Hermeneutischer Stil pflegt Explikationsgesten und ordnet sinnhaft, wo verdeckte, undurchschaute und schwerverständliche Ordnungen um sich zu greifen scheinen.

²⁹ Vgl. dazu die grundsätzlichen methodischen Erwägungen von Weitin, Thomas/Kunkel, Nico/Gilli, Thomas: »Auslegen und Ausrechnen. Zum Verhältnis hermeneutischer und quantitativer Verfahren in den Literaturwissenschaften«. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 46 (2016), S. 103–115.

³⁰ Bleumer u. a. (s. Anm. 5), S. 565.

³¹ Vgl. hierzu exemplarisch Evert, Stefan u. a.: »Towards a better understanding of Burrows's Delta in literary authorship attribution«. In: Rada Mihalcea/Joyce Chai/Anoop Sarkar (Hg.): *Proceedings of the North American Chapter of the Association for Computational Linguistics. Human Language Technologies. Fourth Workshop on Computational Linguistics for Literature Denver*. Denver: Association for Computational Linguistics, 2015, S. 79–88.

³² Nassehi, Armin: *Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft*. München: C. H. Beck, 2019, S. 244.

Um Missverständnissen vorzubeugen, sei betont: Hermeneutischer Stil ist keine direkte Antwort auf Latenzen digitaler Gesellschaft. Aber er führt in der Eigensphäre der Wissenschaften fort, Sinn herzustellen oder aufzudecken, der alltäglich immer ungreifbarer empfunden wird.

3.4 Epistemologie auf Sicht

Noch unter einem weiteren Gesichtspunkt kann die Frage nach Hermeneutik auf wachsende Abstände aufmerksam machen. Sie wurden vom Credo überbrückt, die »Bekanntheit mit dem Gegenstand« nie aus dem Blick zu verlieren:³³ »Das hermeneutische Bewußtsein [...] hat seine eigentliche Wirksamkeit immer darin, daß man das Fragwürdige zu sehen vermag.«³⁴ Just um diesen Gegenstandsbezug entspannt sich ausgehend von Stichworten Franco Morettis die Kontroverse, welchen Abstand literaturwissenschaftliche Forschung zu ihren Texten einnehmen solle.³⁵ Auch diese Debatte ist längst abgerüstet: Ihre polemische Schärfe wurde in Vermittlungsmodelle aufgelöst, die statistische Empirie und Lektüre kombinieren und skalieren.³⁶ Statistischer Abstraktion zu unterstellen, die »hermeneutische Fragestellung« zu verschleiern und einzuschränken, kommt in den Literaturwissenschaften daher eher einem »Propagandaeffekt« gleich als einem Einwand auf Höhe dieser Diskussion.³⁷ Weniger polemisch lässt sich beobachten: Unter dem buntscheckigen Mantel von *mixed methods* verschärfen sich durchaus die epistemologischen Anforderungen, unter denen die oben beschriebenen Brückenschläge überhaupt nur erfolgreich gelingen. Ihre methodischen Arrangements werden atemberaubend anspruchsvoll: Sobald digitale Methoden nicht nur als Tools punktuell angewendet werden, sondern in ihren arithmetischen Voraussetzungen begriffen, in ihren algorithmischen Prozessen gezielt gestaltet und in ihrer statistischen Aussagekraft in interpretative Fragestellungen eingebettet werden sollen, erfordern und exponieren sie vielfältigste Expertise. Sie fordern Grundlagenarbeit, die ganz eigene Tunnel gräbt. Keineswegs bildet, vertieft und überprüft sich diese Expertise dabei stets in Sichtweite von Textkorpora und Erkenntniszielen der Literaturwissenschaft. Wer die konsequente Ausrichtung digitaler Methoden auf Ausgangs- oder Zielpunkte der Textlektüre einfordert, könnte dazu verführen, diese Distanz zu überspringen. Solche Unterbrechungen wären wissenschaftstheoretisch nicht weiter zu beklagen, sondern gehören unvermeidlich zu methodologischen Innovationssprüngen, die ihre Affordanzen erst erkunden müssen. Für die Lektürepraxis geht dies mit der Herausforderung einher, Methoden in sich aufzunehmen, die nicht ohne Weiteres verständ-

³³ Schleiermacher, Friedrich D. E.: *Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers*. Hg. von Manfred Frank. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 6. Aufl. 1995, S. 75.

³⁴ Gadamer, Hans-Georg: »Die Universalität des hermeneutischen Problems«. In: Ders.: *Hermeneutik II* (s. Anm. 1), S. 219–231, hier S. 228.

³⁵ Vgl. Moretti, Franco: *Graphs, maps, trees. Abstract models for a literary history*. London/New York: Verso, 2005 und Ders.: *Distant reading*. London/New York: Konstanz Univ. Press, 2013.

³⁶ Vgl. etwa Jockers, Matthew: *Macroanalysis. Digital methods and literary history*. Urbana: University of Illinois Press, 2013; Thomas Weitin (Hg.): *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 47: Scalable Reading* (2017).

³⁷ Damit greife ich den Vorwurf Gadamers auf und kehre ihn um; vgl. Gadamer (s. Anm. 34), S. 226.



lich sind. Aber als dauerhaft opak und problematisch werden Entwicklungszonen allenfalls für Aufklärungsvorhaben, oder noch kürzer: für Entdeckungsstile, weniger für Überraschungsstile. Wo sie als krisenhaft erlebt werden kann, erhellt dies womöglich nicht nur unterschiedliche Rationalitäten, die bei wissenschaftlichem Lesen ineinandergreifen, sondern auf enttäuschte Bindungswünsche. Für Hermeneutik einzutreten, hieß schon für Gadamer, »Entfremdungserfahrungen« entgegenzutreten.³⁸

Hermeneutische Selbstverständlichkeit lebt so gesehen vom Versprechen, die Bindung zu den Gegenständen nie derart aus dem Blick zu verlieren, dass ihre Epistemologie der Sicht unterbräche. Vor diesem Hintergrund ist es durchaus erhellend, wann die Frage nach einer ›neuen Hermeneutik‹ als brisant oder eher aber als selbstverständlich erfahren wird. Ob man sie als Krisenfrage stellt oder als diagnostisch für neue Blindheitsübergänge, hinge demnach wesentlich vom Durchsichtigkeitsanspruch ab, den man an methodische Züge stellt.

4 Hermeneutischer Stil und sein Preis

Was also macht hermeneutischen Stil derzeit so attraktiv? Ich habe nur vier Kontexte zu skizzieren versucht, in denen die Selbstverständlichkeit der Lektüre als Gewinn zu verbuchen ist: als unaufgeregte Beschreibungspraxis im Kontext von Forschungslogiken der Irritation; als Kontinuierungspraxis im Kontext disziplinärer Erosionen oder Tektonik; als Explikationspraxis im Kontext forciert er Latenzerfahrungen; als Praxis der Gegenstandsbindung im Kontext methodologischer Heterogenität. Wie ich ebenfalls anzudeuten versuchte, wirken alle diese Züge selbstverständlich, weil sie Kernanliegen klassischer Hermeneutik entspringen. Die Frage nach dem Stellenwert von Hermeneutik reflektiert somit den gravierenden Wandel solcher Kontexte.

Als Konfrontationen werden sie im Forschungs- und Lehralltag selten zugespißt, sondern häufiger schwebend mitgeführt. Erst dadurch kann Hermeneutik statt als theoretische Entscheidung gleichsam als Stil erscheinen. Je universaler sich die Praxis des Verstehens betrachtet, desto verdeckter läuft sie auch in literaturwissenschaftlichen Interpretationen mit.

Vielleicht verschiebt dies die Fronten, die Anlass zur Rundfrage des vorliegenden Heftes gaben. Statt die Reihen gegenüber digitaler Rationalität zu schließen, wäre nach der Bereitschaft von Textinterpretationen zu fragen, ihre Bedürfnisse nach Anschluss, Resonanz, Verfügbarkeit und Gegenständlichkeit zu diskutieren. Diese Anliegen als Selbstverständlichkeiten der Hermeneutik zu betrachten, liefert dazu weniger Antworten als Symptome jener Krise, über die sich das vorliegende Heft vergewissert. Diese Diskussion nicht zu scheuen, scheint mir richtig und wichtig. Andernfalls fordert hermeneutische Selbstverständlichkeit den Preis, in allen genannten Hinsichten die Möglichkeiten der Lektüre spürbar einzuschränken. Im Vergleich zu irritationsorientierten Forschungsstilen bestünde dieser Preis etwa in epistemischer Entschärfung der Interpretation, wer unter welchen Prämissen, in welchen Kontexten und aus welchen Perspektiven liest. Resonanzbedürfnisse kaschieren dagegen erfolgreich die Zugangs- und Ausschlussbedingungen, unter denen Forschungsge-

³⁸ Gadamer (s. Anm. 34), S. 219.

sprache zustande kommen – doch läge es im Interesse an der Fortsetzung disziplinärer Gesprächszusammenhänge, diese Bedingungen nicht als selbstverständlich zu behandeln. Bringt man Explikationsgesten sinnorientierten Verstehens gegen die Latenzen digitaler Gesellschaft in Stellung, verpflichtet dies auf einen Kompensationsauftrag, der etwa die Geisteswissenschaften massiv beschränkt, die sich eben nicht in Beschreibungskünsten erschöpfen. Die Sicht zu den Gegenständen auch in Zeiten digitaler Literaturwissenschaft nie zu unterbrechen (»Know thy corpus!«), mag zwar davor bewahren, neue Methoden zu falschen Fragen zu entwickeln, behindert aber umgekehrt auch die Innovationskraft, mit bewährten Methoden zu neuen Fragen durchzustoßen. Dass gerade dieser Preis für geisteswissenschaftliche Methodologie besonders hoch ist, spiegelt die Suche nach Forschungsdesigns, die etwa verstehende Zugänge und empirische Analyse nicht bloß parallel oder sequentiell trennen, sondern iterativ und konkurrenziell aufeinander ansetzen.

Also: Brauchen die Literaturwissenschaften eine neue Hermeneutik? Aus germanistisch-medävistischer Sicht kann die Antwort zwiespältig ausfallen. Einerseits müsste man sie entschieden verneinen, wenn man ernst nimmt, wie produktiv sich die altgermanistische Lektürepraxis behauptet – nach den Kulturwissenschaften, inmitten des Umbaus fachgeschichtlicher Archive und unter den Bedingungen digitaler Wissenschaft, ungeachtet sprunghafter Heterogenität zwischen gepflegten Methoden und der Goldgräberstimmung um neue Analysetools.

Solche Erfolge sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, welches Schwanken allein die Frage nach unzeitgemäßen oder erneuerungswürdigen Zügen der Hermeneutik auslösen kann: Sie treibt Extremreaktionen hervor, die entweder Krisen des Verstehens diagnostizieren oder deren Normalität unterstreichen. Selbstverständlichkeit peilt eine dritte Option an, die sich weniger markant positioniert, indem sie zwischen den emphatischen Extremen vermittelt. Sie scheint mir jedoch umso bedenkenwerter im Kontext der germanistischen Mediävistik, die ihre Erwartungen an Methodendiskussionen merklich heruntergestimmt hat. Mittelalterliche Texte zu lesen, ist weiterhin selbstverständlich, aber umso weniger diplomatisch, je weiter die Kosten solcher Selbstverständlichkeit steigen. Sie wird, indem sie kritische wie konservative Antworten gleichermaßen aufweicht, selbst zur Provokation. Diese Provokation hervorzulocken, könnte den reflexiven Wert der Frage nach Hermeneutik ausmachen, selbst um den Preis neuer Positionierungen.

Funding Open Access funding enabled and organized by Projekt DEAL.

Open Access Dieser Artikel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Artikel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.

Weitere Details zur Lizenz entnehmen Sie bitte der Lizenzinformation auf <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>.

